

Joachim Hennig: Texte am 9. November 2018 für den Gedenkgang aus Anlass der 80. Wiederkehr der Novemberpogrome 1938 in Koblenz.

I. Station: Ehemalige Synagoge auf dem Florinsmarkt – Bürresheimer Hof

1. Einleitender Text – Ansager

Nach der Hetzrede des Reichspropagandaministers Goebbels im Hofbräuhaus in München wurden von München aus auch die einschlägigen Stellen in Koblenz zu Zerstörungen und Verwüstungen jüdischer Geschäfte, Wohnungen und Synagogen aufgerufen. Gegen 3 Uhr morgens in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 verwüsteten Trupps von SA und SS und Parteimitgliedern die Synagoge hier am Florinsmarkt. Die Einrichtung der Synagoge wurde zerstört, die Scheiben eingeschlagen, die Sitzbänke aus den Fenstern geworfen. Die Nachbarschaft stand an den umliegenden Fenstern und schaute der Zerstörung zu. Anders als viele andere Synagogen in Deutschland wurde diese hier nicht in Brand gesetzt. Das geschah, um die Gebäude in der unmittelbaren Umgebung nicht zu gefährden.

Ein Schüler des Kaiserin-August-Gymnasiums (heute Görres-Gymnasiums) kam am Morgen des 10. November 1938 aus der Schule hierher und sah den in der Nacht angerichteten Schaden. Später berichtete er das folgende:

2. Zeitzeugenbericht – Sprecher

An einem Novembertag hieß es in der Schule: Ihr müsst zum Florinsmarkt, dort hat man die Synagoge zerstört. In der großen Pause eilten wir vom Augusta-Gymnasium zum nahen Florinsmarkt. Der Platz war in seinem unteren Teil, zwischen Bürresheimer Hof (dem Sitz der Synagoge) und dem Alten Kaufhaus, mit Trümmern übersät. Ich erinnere mich an Teile von Stühlen und Bänken, an Glas- und Porzellanscherben, an verbeulte Metallkannen. Um diese Trümmer hatte sich eine Menge Schaulustiger versammelt. Keiner sprach ein Wort – ich weiß noch, dass mir diese Stille unheimlich, geradezu gespenstisch vorkam. Überall sah man auch Männer in brauner Uniform mit der roten Hakenkreuzbinde. Ab und zu flog noch ein Stück Mobiliar aus der Synagoge auf den Platz und zerbarst (dies Krachen und Splittern ist mir bis heute im Ohr geblieben). Ich sah zu den Fenstern der Synagoge hoch. Es waren, glaube ich, zwei hohe runde Doppelfenster, wie es auch Kirchenfenster sind. Die Scheiben waren zerbrochen, etliche Scherben farbigen Glases hingen noch in den Rahmen und klirrten ab und zu – dies Klirren habe ich nicht vergessen und auch nicht, dass ich dachte: es ist eine Kirche, die man zerstört hat.

Das Barockportal, das heute zur Stadtbibliothek und zur Gedenkstätte führt, saß damals auf der Gebäudeseite, wo der Synagogeneingang war. Ich weiß es, weil ich dorthin ging, um einen Blick in die Synagoge selbst zu werfen. Doch vor dem Eingang standen Männer in brauner Uniform mit der roten Hakenkreuzbinde. An dem Portal fiel mir auf, dass im Giebel die Gesetzestafeln Moses gemalt waren: über dem Eingang zur Synagoge standen die Zehn Gebote Gottes. Erst viel später wurde mir mein Empfinden beim Anblick der Moses-Tafeln damals bewusst. Dieser Anschlag gegen den Tempel der Juden ist ein Anschlag gegen Gott selbst.

Beim Verlassen des Florinsmarkts drängte sich mir der Kontrast der zerstörten „Kirchenfenster“ der Synagoge und des großen unzerstörten Westfensters von St. Florin geradezu auf: das Gotteshauses der Juden und des Gotteshauses der Christen.

Was sich mir gleichfalls ins Gedächtnis gegraben hat, war nach unserer Rückkehr in der Schule wie still, wie in sich gekehrt unsere jüdischen Mitschüler unter uns saßen. Als wenn sie nicht mehr zu uns gehörten. Als wenn sie sich, nachdem man ihr Heiligtum zerstört

hatte, wie Ausgestoßene vorkämen (obwohl manche von ihnen christlich waren). Keiner von uns, keiner auch der Lehrer, sprach ein Wort von dem, was sich nicht weit von uns zugetragen hatte. Als wenn es nicht geschehen wäre.

Nachmittags besuchte ich einen Freund – er war „Halbjude“ – in der Kastorstraße, in dessen Familie ich wie zu Hause war. Der Vater betrieb einen Zigarettenladen. Das Schaufenster war eingeschlagen (ich musste unwillkürlich an die zertrümmerten Synagogenfenster denken). Im Geschäft war niemand. Ich ging in den hinteren Raum. Dort saßen die Eltern, mein Freund und sein Bruder um den Tisch, saßen stumm, sahen vor sich hin. Nun war ich es, der sich wie ausgestoßen fühlte.

Sooft ich jetzt über den Florinsmarkt gehe, sehe ich die zerschlagenen Synagogenfenster vor mir (nichts im äußeren Bild der Fassade erinnert heute mehr an die Synagoge von ehemals). Höre Glas und Holz auf dem Pflaster zerspringen. Sehe die vielen schweigenden Menschen vor mir. Aber auch die anderen mit den braunen Uniformen und den roten Armbinden. Niemals werde ich unsere jüdischen Schulfreunde vergessen, die in einer seltsamen Einsamkeit, wie alleingelassen, in den Bänken neben uns, mitten unter uns saßen. Niemals vergessen werde auch das Bild meines Freundes und seiner Eltern in dem Raum hinter dem Laden mit der zerschlagenen Schaufensterscheibe.

II. Station: Plan 20.

1. Einleitender Text – Ansager

Hier am Plan 20, wo heute das Geschäft „Yasi who...?“ steht, gab es früher ein Niedergeschäft, das von zwei Frauen betrieben wurde. Eine der Frauen war die Jüdin Betty Vogel. Am Morgen des 10. November 1938 ging eine Nichtjüdin mit einem Kollegen zur Arbeit durch Koblenz und kam auch hier vorbei. Später berichtete sie darüber, was sie sah und empfand:

2. Zeitzeugenbericht – Sprecherin

Ich ging eines kühlen und nebligen Novembertags um 7.30 Uhr ahnungslos zur Arbeit. Ich bog von der Herz-Jesu-Kirche in die Löhrrstraße ein und traf gegenüber dem Kaufhof einen Kollegen.

Ich schaute nach links und sah einen zerstörten Laden. Die Fensterscheiben waren zerbrochen. Ich blickte meinen Kollegen an und rief: „Um Gottes Willen!“ Und dann konnte ich nicht weiter sprechen. Der Schreck saß mir in allen Gliedern. Ich hatte inzwischen noch weitere zerstörte Geschäfte erkannt. Der Kollege sagte: „Hier ist ja Furchtbares passiert!“ Rechts und links schauend, wurde uns immer deutlicher, dass dieser schreckliche Vorgang, die Zerstörung so vieler jüdischer Geschäfte, ein schlimmes Fanal war.

Als wir in den Plan einbogen, wurde mir plötzlich bewusst, dass ich wenige Tage vorher dort in einem kleinen Korsettgeschäft eingekauft hatte. Es war in der Absicht geschehen, dem Inhaber oder der Inhaberin meine Sympathie und Solidarität zu zeigen, denn an ihrem Schaufenster prangte das berühmt-berüchtigte weiß-rote Plakat: „Kauft nicht bei Juden!“ Damals war ich spontan in den kleinen Laden gegangen, um mir einen Hüfthalter zu kaufen. Das war meine innere Gegenwehr gegen die diskriminierende Beschriftung gewesen. Da mir die Zeit zum genauen Ausschauen gefehlt hatte – ich musste pünktlich an der Arbeitsstelle antreten –, gab mir die Verkäuferin zwei Hüfthalter mit nach Hause. Ich gab ihr dann 50 Mark, und meine genaue Anschrift wurde in einem Buch vermerkt. Am darauf folgenden Tag hatte ich dann meinen Kauf zu meiner Zufriedenheit getätigt.

Jetzt aber, nach dieser Nacht der Zerstörung, war dieses Geschäft demoliert. Die kleine Türe und das kleine Fenster waren eingeschlagen. Waren lagen noch nicht auf der Straße.

Das sollte später folgen.

An meinem Arbeitsplatz angekommen, rief ich sofort das betreffende Geschäft an. Statt der Inhaberin Betty Vogel meldete sich eine Männerstimme. Daraufhin hängte ich ein. Ich wusste, dass es ein Polizeimann sein musste.

Auf meinem Rückweg von der Arbeit sah ich noch mehrere zerstörte jüdische Geschäfte. Mir wurde bewusst, dass dies der Anfang der Vernichtung der Juden war. Die geringe zuschauende Bevölkerung war stumm geblieben. Entrüstete Ausrufe waren nicht zu vernehmen gewesen, aber auch nicht zustimmende. Ich wartete vergebens auf Proteste; die blieben aber aus. Eine gespenstige Atmosphäre hatte über diesem Morgen und diesem Tag gelegen.

III. Station: Plan/Ecke Görgenstrasse

1. Einleitender Text - Ansager

Hier am Brunnen und am Geschäft Il Conte gab es damals ebenfalls ein jüdisches Geschäft und in der Umgebung weitere. Eine junge nicht-jüdische Frau berichtete später darüber, was sie als 19-jähriges Mädchen am Morgen des 10. November 1938 hier gesehen und gefühlt hat:

2. Zeitzeugenbericht – Sprecherin

Damals war ich 19 Jahre alt. Meine Mutter kam am 10. November 1938 um etwa 7 Uhr an mein Bett und sagte aufgeregt: „Steh auf, Du musst in die Stadt. Den Juden haben sie alles kaputtgeschlagen. Du musst dir das ansehen!“

Ich zog mich an und ging bis zum Plan/Entenpfuhl. Ich eilte durch die Marktstraße zum Plan. In dem Haus, in dem sich heute das Geschäft „Prümm“ befindet (Am Plan 30) waren die Fenster entzweigeschlagen. Die Scherben lagen auf dem Plan. In dem heutigen Fendel-Haus (Entenpfuhl 19) war mir beim Anblick des Vorgefallenen ganz entsetzlich zumute. Die Fenster im 1. Stock waren entzweigeschlagen. Ein Vorhang hing zerfetzt aus dem Fenster heraus. Durch die dunklen Tapeten (grau mit lila) sah das entsetzlich aus. Überall Glasscherben. Man lief über eine Schicht davon. Zerbrochene Stühle, Möbelstücke und Hausgeräte lagen auf dem Boden. Heute noch habe ich das Bild der grauenerregenden Fensterruinen mit der heraushängenden Gardine nicht vergessen und werde es auch nie tun.

Dieser entsetzliche Anblick reichte mir damals. Weil ich nicht mehr davon ertragen konnte, ging ich an diesem frühen Morgen nach Hause zurück.

IV. Station: Görgenstrasse 31

1. Einleitender Text – Ansager

Hier im Hofbereich vor der Bank ist der „Stolperstein“ für Kurt Rosenblatt verlegt. Hier in der damaligen Görgenstrasse 31 wohnte die Familie Rosenblatt, die Witwe Rosa Rosenblatt und ihre Kinder Kurt und Irene. Frau Rosenblatt hatte im Erdgeschoss ein kleines Textilgeschäft. Die Tochter Irene arbeitete in Köln. Als sie von dem Pogrom hörte, kam sie sofort hier nach Koblenz. Später berichtete sie darüber, was sie hier gesehen und erlebt hat:

2. Zeitzeugenbericht – Sprecherin

Meine Familie, die den Namen Rosenblatt trug, wohnte in der Görgenstrasse 31. Meine

Mutter, die Witwe war, betrieb im gleichen Haus ein Textilgeschäft, das sich im Erdgeschoss befand. Wir wohnten im Stockwerk darüber. Im Jahr 1938 war ich 23 Jahre alt und arbeitete in einem jüdischen Haushalt in Köln.

Als ich dort von den entsetzlichen Zerstörungen von Synagogen, Geschäften und auch Privathäusern sowie von den unmenschlichen Behandlungen von jüdischen Mitbürgern zum Teil mit Todesfolge hörte, habe ich sofort um meine Mutter und meinen Bruder Kurt in Koblenz gebangt. Sofort am Morgen des 10. November 1938 fuhr ich mit dem Zug in meine Heimatstadt. Mit großem Bangen lief ich zu meinem Elternhaus, und in unserer Wohnung fand ich ein entsetzliches Chaos vor.

Alle Zimmer waren zerstört: die Küche, das Wohnzimmer und die Schlafzimmer. Die Möbel waren mit Gewalt zerstört worden, die Betten aufgeschlitzt, die Lebensmittel unbrauchbar. Ich konnte eigentlich gar nicht begreifen, was da geschehen war und vor allem warum. Fassungslos stand ich vor der unsinnigen Zerstörung in unserem Familieneigentum.

Ich rief nach meiner Mutter. Aber sie antwortete nicht. Wo war sie? Was war mit ihr geschehen? Ich hatte so viel Schreckliches gehört, dass mich nun eine große Angst um meine Familienangehörigen erfasste. Ich lief zu unseren Nachbarn und erkundigte mich. Aber niemand wusste etwas. Sie warnten mich und rieten mir wegzulaufen, weil es hier sehr gefährlich sei. Ich eilte voll Angst zu Freunden und Bekannten. Alle standen unter dem Eindruck dieses wahnsinnigen Tages. Von meiner Mutter wussten sie leider nichts.

Traurig musste ich die Suche aufgeben, mich der Qual der Ungewissheit und Angst überlassen. So verließ ich an diesem trostlosen Tag eine völlig demolierte Wohnung und fuhr nach Köln an meine Arbeitsstelle zurück. Erst später erfuhr ich, dass meine Mutter bei einer Freundin rettenden Unterschlupf gefunden hatte. Sie hatte unsere Wohnung fluchtartig verlassen müssen, als vier SS-Männer eingebrochen waren und wie Wahnsinnige gewütet hatten.

Im nächsten Jahr 1939 reiste ich nach Holland aus. So konnte ich mein Leben retten, während meine liebe Mutter in Theresienstadt und mein Bruder Kurt in Auschwitz ermordet wurden.

V. Station: Mahnmal auf dem Reichensperger Platz

1. Einleitender Text - Ansager

Hier am Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus hören wir noch zwei Berichte von jungen jüdischen Frauen, die mit ihren Familien den Novemberpogrom hier in Koblenz erleben mussten, dann aber aus Deutschland noch fliehen konnten – während Eltern im Holocaust, der Shoa ermordet wurden.

Die Tochter von Wilhelm und Jenny Kahn, Margot Sommer, geborene Kahn, berichtete über das Geschehen am frühen Morgen des 10. November 1938 in der elterlichen Wohnung in der Rizzastraße 36. Das ist heute das Hotel Brenner, dort sind auch für die Eltern Kahn „Stolpersteine“ verlegt. Hören Sie den Bericht der Tochter:

2. Zeitzeugenbericht – Sprecherin

Am 10. November 1938 schellte es gegen 6 Uhr heftig an unserer Wohnung. Ich war damals 18 Jahre alt und öffnete die Tür. Fünf oder sechs mir unbekannte Männer in Zivil standen vor der Tür. Sie hatten Äxte und Hämmer in der Hand. Einer fragte: „Sind Sie Juden?“ Ich antwortete: „Ja.“

Daraufhin zertrümmerte er mit einem Hammer sofort den großen Spiegel im Flur. Dann

eilten sie ins Wohnzimmer und stürzten den Bücherschrank um. Sie schlugen heftig auf seine Rückwand und zerstörten sie. Dann stürzten sie ins Schlafzimmer, wo sie auch ihr Zerstörungswerk verrichteten. Die Federbetten wurden aufgeschlitzt, so dass die Federn flogen. Die Männer verteilten sich in die verschiedenen Räume, und je einer zerstörte die dort befindliche Wohnungseinrichtung. Kein Teller blieb erhalten, kein Spiegel, kein Glas. Die Möbel waren fast alle zertrümmert. Es ging alles sehr schnell.

Mein Vater zog eiligst einen Anzug über den Schlafanzug, um überhaupt nach draußen gehen zu können. Er sollte nämlich zur Polizei mitkommen. Wir waren in größter Angst.

In einem Zimmer wohnte als Gast Hermann Mayer, der sehr schwerhörig war. Gegen seine Tür schlug man heftig, aber er öffnete nicht die verschlossene Tür, weil er nichts vernahm. Die Untäter brachen die Tür auf und jagten Herrn Mayer im Schlafanzug auf die Straße und traten ihn dabei brutal.

Zur gleichen Zeit war im gleichen Haus Herr Joseph Schubach am Fenster, um Luft zu holen, weil er herzkrank war. Als er die Abführung meines Vaters und die unmenschliche Behandlung von Herrn Mayer sah, bekam er vor Schrecken und Entsetzen einen Herzschlag und verstarb auf der Stelle. Sein 17-jähriger Sohn Julius Schubach, der sehr religiös und stellvertretender Kantor der Jüdischen Kultusgemeinde war, führte die Beerdigung am folgenden Tag durch, was für einen Jugendlichen nach jüdischem Brauch eine außergewöhnliche Beanspruchung war.

Die eingedrungenen Männer waren sich nicht klar, ob sie nur Männer oder auch Frauen verhaften sollten. Deshalb nahmen sie meine Mutter und mich mit zur Polizeidienststelle am früheren Kaiser-Wilhelm-Ring (heute: Friedrich Ebert-Ring). Dort fragte ich: „Darf ich meinem Vater Kleider bringen?“ Man erwiderte mir schroff: „Er braucht nichts!“

Darauf wurden wir Frauen entlassen. Wir bangten um unseren Vater und Herrn Mayer, dass sie ins KZ Dachau kommen würden, denn davon war in letzter Zeit die Rede gewesen. Wir gingen zurück und zur Ursulinenschule (heute: Hilda-Gymnasium), wo wir eine Tasse Kaffee erhielten. Dann versuchten wir, im heimischen Chaos etwas Ordnung zu schaffen. Mehr war nicht möglich.

Erst nach fünf Tagen kam Vater aus dem Gefängnis der Gestapo (Vogelsang 1) heraus. Er war im I. Weltkrieg deutscher Soldat gewesen, hatte in Verdun gekämpft, war dort als Frontsoldat schwer verwundet worden, hatte das „Eiserne Kreuz“ erhalten und war bereits fast 60 Jahre alt. Diese Tatsachen hatten ihn noch vor dem KZ bewahrt.

Mein Bruder Rudi, der in Frankfurt auf einer technischen Schule war, kam spät am Abend nach Hause. Nur einen Schlafanzug und eine Zahnbürste brachte er mit. Seinen Hut hatte er tief ins Gesicht gezogen, weil er Angst hatte, im Zug und auf dem Weg nach Hause verhaftet zu werden.

3. Einleitender Text – Ansager

Hören Sie zum Abschluss den Bericht von Sally Schlesinger, geb. Kriss, über das Geschehen in der Familienwohnung in der Hohenzollernstraße und auch anderswo in Koblenz:

4. Zeitzeugenbericht – Sprecherin

Es war ein kalter und trüber Frühmorgen, in dem ich durch einen schrecklichen Lärm im Haus wach wurde. Ich schlief damals in unserem Dienstbotenzimmer, und als ich die Treppen herunterkam, sah ich einige SA-Männer, die meinen Stiefvater und Onkel mit Schlägen auf den Kopf vor sich herjagten. Die beiden Männer bluteten und waren ohne Schuhe, ohne Jacke und nur mit Hosen angezogen.

Unsere Wohnung war ohne Eingangstür, da diese aus Glas bestanden hatte, das jetzt zertrümmert war. Meine arme, kleine Mutter stand im Schlafzimmer, welches auch mit Glasscherben übersät war; es war nicht möglich, sich hinzusetzen; auch das Gehen war gefährlich. Im Esszimmer hatten die SA-Männer scheinbar ihr größtes Vergnügen gehabt. Jedes Glas, jeder Teller war aus dem Büffet herausgerissen und auf dem Boden zerschmettert worden.

Später wurden meine Eltern für den Schaden in der Wohnung unterhalb der unsrigen verantwortlich gemacht – sie mussten bezahlen. (Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.) Der Zustand in der Küche war unbeschreiblich: ein Trümmerhaufen!

Danach konnten wir, meine Mutter, Schwester und ich, nicht in der Wohnung bleiben; und so machten wir uns auf den Weg zu meiner Tante, Möbelhaus Horn, Schloßstrasse. Als wir auf die Straße kamen, blieb ein Herr vor uns stehen (kein Jude) und fragte mit sehr trauriger Stimme: „Waren die Kulturträger auch bei Ihnen?“

Bei Horns waren Wohnung und Geschäft in Ordnung. Deren Sohn Leo war mitgenommen worden. Mit Hilfe der Zionistischen Organisation in Berlin ging er dann nach England.

Zurück nun zu meinem Stiefvater und Onkel, die – wie erwähnt – ohne Schuhe und Jacke aus dem Haus getrieben worden waren. Ich ging zur Polizei, wo man mir keine Auskunft geben konnte (oder wollte?), wohin die Männer verschleppt worden waren. Hilfe kam mir von jemandem, der mir empfahl, mit Schuhen etc. zum Gefängnis zu gehen und dort die Namen anzugeben. – Und tatsächlich nahm der Beamte die Kleidungsstücke an. Die beiden Herren kamen ein paar Tage später nach Hause – nur mit einer Erkältung. Die Beamten im Koblenzer Gefängnis waren scheinbar noch nicht ganz nazifiziert gewesen.

Mit Hilfe der Männer konnten wir dann die Wohnung säubern. Jedes Mal, wenn im Hof die Eimer mit Glas ausgeleert wurden, schauten die lieben Nachbarn aus den Fenstern – keiner im Haus hatte jedoch nur ein paar Worte für uns. Ich weiß nicht mehr genau, wann wir aus der Hohenzollernstraße auszogen, um in die Mainzer Straße zu ziehen, wo wir die Wohnung mit Familie Horn teilten.

Hier möchte ich eine kleine Begebenheit einfügen: Eines Morgens wurde ich durch einen riesigen Lärm wach, und mein einziger Gedanke war: „Sie sind schon wieder da!“ Ich ging ans Fenster und konnte trotz der Dunkelheit sehen, dass es die Müllabfuhr und Arbeiter waren, die den Lärm verursachten.

Ich blieb nicht lange mit meiner Familie in Koblenz. Im folgenden März fuhr ich nach England. In einem kleinen Dorf arbeitete ich als Köchin; ich konnte mich wohl verständigen – wenn auch keine Konversation betreiben. Die Menschen, alle, waren sehr gütig; meine Gedanken waren jedoch bei meinen Lieben, und ich war sehr einsam.

Den Abschied von meiner Familie werde ich bis an mein Lebensende vor mir haben. Ich glaube, wir waren wie erstarrt. Meine Mutter sagte immer wieder: „Ihr jungen Menschen müsst weggehen – was können die mit uns Alten anfangen?“ Hätten sie es gewusst, hätten sie sich sicher selbst das Leben genommen. Ich habe, als wir hier in New York erfuhren, was in den Lagern passiert, gehofft und gebetet, dass meine Mutter während des Transports stirbt. Leider war dies nicht der Fall – meine Mutter wurde in Izbica bei Lublin ermordet.

Anschließend gingen viele Teilnehmer noch in die Citykirche zum Gedenkgottesdienst.

Den Abschluss fanden die Veranstaltungen am 11. November mit der traditionellen Jüdisch-Christlichen Feier im Gemeindesaal der Jüdischen Kultusgemeinde und der Kranzniederlegung am Mahnmal auf dem jüdischen Friedhof.